



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Germersheim, Ludwig: Meine Jugend und die Religion. 1. Rotwangig am
Rhein

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

im Jahre 800 Millimeter. Der Sommer ist fast regenlos. Im Herbst setzt der Regen unter dem Branden des Meeres und unter Donner und Blitz ein, indem er in gewaltigen Strömen herniederflutet. Bei Südwestwind sind in Nizza schon 300 Millimeter Wasser innerhalb 24 Stunden niedergefallen. Es kommen durchschnittlich auf den Winter 16, auf das Frühjahr 11, auf den Sommer 10 und auf den Herbst 22 Regentage. Im Herbst regnet es demnach am meisten.

Nebel kommt an der Riviera kaum vor. Die Luft ist von einer seltenen Klarheit und der Himmel vom tiefsten Blau. Durch die Regengüsse wird die Vegetation von neuem belebt.

Im Winter ist nicht selten drei bis sechs Wochen ununterbrochen heiteres Wetter, wobei die Luft meist durchsichtiger ist als im Sommer. Wenn im Winter trübes Wetter ist, so entspricht dies einer abnormen Witterung im übrigen Europa. Sommer ist aber bei Regenwetter die Temperatur äußerst milde. Schöne Tage wurden in Nizza 221, Regentage 67 und trübe Tage 71 gezählt.



Meine Jugend und die Religion

Von Ludwig Germersheim

1. Rotwangig am Rhein



In meine Kindheit führt kein heitrer Weg zurück, und an einigen jahrelangen Wegstellen schließe ich unwillkürlich die Augen, als wenn ich mich dadurch vor dem schmerzenden Anblick dieser Stationen bewahren könnte. Aber sie selbst war heiter: ein hoher, heller Himmel über einer weiten Au, die ein breiter Strom durchwallte, Wiesen grün, Baumgrün, und als Obdach ein großes Haus, in einem Graben geborgen mit kühlen Gewölben und tiefen Fensternischen, auf deren Simsen ich spielte und Bilder las, bevor ich Buchstaben lesen konnte. Wenn ich in diese liebe, helle Zeit zurückgewandert bin, dann gehe ich immer zwei Wege, immer im Sonnenschein: durch blühende oder welke, verbrannte, staubige Anlagen über ein Stück gefangener Landstraße in einem langen, dämmrigen, hallenden Torgang, in dessen Luft sich Landstraßen- und Wachstübengerüche mischen, an der Infanterie- oder Fußartillerieswache vorbei ins Helle und über eine Zugbrücke ins Grüne. In junges Grün oder in altes, mit Schlehenstöcken an den Hecken oder mit Mazientrauben an den Bäumen oder mit Nymphäensternen auf dem Teich. Darüber Blau, laues Blau, heißes Blau, von weißen Wolken durchwandert. Dann Pappelreihen, Teergeruch, kühler Wasserhauch und die frischgrünen Ufer weit auseinanderdrängend bleichgrün der Rhein.

Das ist der eine Weg. Den andern führt mich nicht der schüchterne Knabe meiner Kindheit, den zeigt mir nur sein Blick vom breiten Sims des Militärspitalfensters aus. Auch er führt ins Grüne, auf die Baumkronen eines einsamen Gartens mit wildem Rasen, ärmlichen Beeten und Wegen, auf denen Massen schwarzer Käfer wimmeln und hie und da matte Genesende im langen kinnenen Spital-

Mittel die ersten Schritte zur Gesundheit machen. Eine Säge singt tagein tagaus. Unten im Holzhaus zernagt sie moosige Scheiter. Und über die grünen Kronen kommt nachmittagslang ein anderer Laut gezogen: die getragenen oder stürmischen Klänge der Signale, die die Trommler und Hornisten des Infanterieregiments irgendwo in den Gräben oder in den Vorwerken der Festung üben. Der Wind verwischt die Signale, oder er mischt seine Stimme in ihren Gesang. Was bis zu den Spitalsfenstern kommt, ist matt, aber es rührt den Knaben zu Tränen, auch wenn es nicht die Trommellaute sind, die einen toten Soldaten zum Grabe geleiten.

Ich glaube, in diesen Lauten der Militärsignale hat Gott zu mir gesprochen. Und die Tränen, die nicht schmerzten, waren meine Antwort. Sonst gab er sich mit dem Kinde nicht ab, und ich fand kein Wort für ihn.

Man wollte mich lehren, mit ihm zu sprechen, und lehrte mich das Volapüt des Gebets. Ich lernte es wie ein junger Vogel, aber eine Scheu, die mich mit eisernen Armen davon abhielt, einen Fremden oder auch nur einen Halbfremden anzureden und das Unbehagen, das mir unverständne Formeln von dem Reich, das zu uns kommen sollte, von Schulden, Schuldigern und Versuchung bereiteten, ließen mich nie beten. Daß man mich lehrte, Gott als Vater anzureden, machte mein Herz noch nicht von Vertrauen überströmen, ich empfand sogar vor meinem irdischen Vater, sogar vor meiner Mutter, so gut sie waren, eine Scheu. Wohler als bei meinen Eltern war es mir bei meiner Großmutter, am wohlsten bei den Mägden und Krankenwärtern, vermutlich weil sie mich gewähren ließen, ohne viel Gehorjam oder gar Vertrauen oder Zärtlichkeit zu fordern.

Gegen die Gebete, die man mir in dieser Zeit beibrachte, hatte ich eine Abneigung, weil ich ihren Inhalt nicht verstand, sie nur mit Mühe im Gedächtnis behielt und mich meiner Unsicherheit schämte. Dagegen hat sich mir in dieser Zeit ein Sprüchlein eingeprägt, auch nicht ganz fest, es blieb mir auch von ihm manches unklar, aber es klang mich freundlich an, gab mir keine allzuschweren Rätsel auf und machte mich vom Schönsten träumen, was es für meine Kindesseele gab, vom Lichterbaum. Das Sprüchlein lautet:

Alle Jahre wieder
Kommt das Christuskind
Auf die Erde nieder,
Wo wir Menschen sind.

kehrt mit seinem Segen
Ein in jedes Haus,
Geht auf allen Wegen
Mit uns ein und aus.

Geht auch mir zur Seite
Still und unerkannt,
Daß es treu mich leite
An der lieben Hand.

Diese Verse schlofen lange Zeit mit mir ein und wachten mit mir auf. Daß der Weg des Heilands von Bethlehem nach Golgatha führte, daß das Jesuskind, das ich einmal in der Auslage eines Konditors in einer Tragantkrippe sah, und der gequälte Mann am Kreuze dasselbe Wesen seien, wußte ich nicht. Ich erfuhr es auch nicht in dieser glücklichen Zeit. An der Krippe interessierten mich überhaupt weit mehr als Maria und das Kind die Tiere, besonders das Eselchen machte mir einen tiefen, freundlichen Eindruck. Grau und wohl auch zahm wie ein Käbchen, dem Pferde ähnlich, aber der Kinderhand erreichbar, vereinigte es in sich die Anziehungskraft, die Rage und Pferd auf mich übten. Kreuzifixe sah ich selten, ich erinnere mich nicht, in der Wohnung meiner Eltern eines gesehen zu haben, meine Mutter hatte eine Abneigung gegen die Darstellung eines qualvollen Sterbens. Sie füllte also die wohlthätige Lücke, die in meiner Phantasie den

Christbaum von dem Kreuze trennte, nicht aus. Auch sonst machte mich niemand mit der Leidensgeschichte des Erlösers bekannt. Allerlei Grün wuchs in diese Lücke hinein und schied Weihnachten von Golgatha. Das Grün bewahrte mich vor dem Grauen. Damals lernte ich den Kreuzdorn kennen, aber nicht zu einer Krone geformt, mit Blutstropfen behangen auf einem Haupte voll Blut und Wunden, sondern als Kletterreis an einem grünen Bäumchen. Hinter unserm Garten auf dem Rheindamm standen junge Kreuzdorne. Mein älterer Bruder und ich kletterten manchmal hinauf und brachen uns von den Dornen. Mir war, als schmerzte ihr Stich besonders heftig. Damals erfuhr ich, daß aus solchen Dornen die Krone des Gekreuzigten geflochten gewesen sei. Aber da huschte nur eine flüchtige Vorstellung von dem Kreuzifixus durch meine Phantasie. Drüben floß der Rhein, um mich blühte der Damm, die Dornen kamen aus dem Grün, das Tröpfchen eignen Blutes, das mir die spitze Beute gekostet hatte, erregte mir kein Grauen. So blieb der Kreuzdorn für mich ein sommergrünes Bäumchen, ein Sommererindruck, in einer heimlichen, hellen Welt empfangen. —

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen —

Dem Kinde war ich nah verwandt, dieses Kind verstand ich so gut, als ich in meinen Gymnasialjahren das Gedicht Goethes kennen lernte. Ich brauchte mich in meiner Kindheit nicht zur Kirche zu bequemen, man quälte mich nicht damit, aber es zog mich auch nicht in das Gotteshaus, und wenn ich in die Kirche mitgenommen wurde, war es mir unbehaglich und unheimlich. Ich war in der katholischen und in der protestantischen Kirche; wie ich in die protestantische kam, weiß ich nicht mehr, meine Eltern waren beide katholisch. In der katholischen Kirche machten ostereierbunte Kreuzwegstationen Eindruck auf mich, ihre hettere Dunttheit mutete mich freundlich an, in der protestantischen gefielen mir abgeschlossene Mischenstöße, die luden mich zum Träumen ein. Aber im übrigen war es mir in den Gotteshäusern nicht wohl. Ich suchte nie ein Wie, den Weg ins Feld zu nehmen, aber ich schlug diesen Weg oft ein. Er führte mich von dem Graben, worin das Militärspital steht, durch einen langen, dunkeln, gewölbten Gang, der unter der Erde oder unter einem Flügel des Spitals — das kann ich nach dem Wilde, das mir mein Gedächtnis aufbewahrt hat, nicht unterscheiden — an Bohlenlagen vorbei in den Festungsgraben führte — „hinne naus“. Ich fühle noch, wie sich die warme Frühlingsluft wie ein weicher Mantel um mich legte, wenn ich aus dem kühlen Dunkel des Ganges geblendet ins Freie trat. Den Ausgang hütete zur Rechten ein Holunderbaum, sein Duft grüßte mich zuerst, zur Linken kam des gleichen Wegs wie ich, auch aus einem Tunnel hervor ein Bach und glitt langsam sich sonnend durch die Wiese.

Hinneaus aber — das Ortsadverb war für mich zum Ortsnamen geworden und klang mir fröhlich wie später Minnehaha — blühte und zirpte und gaukelte und sang und summtete seinen Sommergottesdienst. Hier war ich andächtig, andächtig ohne Worte und ohne Vorstellungen. Keine Glocke kam gewackelt, aber feierliche Glockenklänge kamen über das Spital, das, nach dem Kindheitseindruck zu schließen, sehr hoch sein muß, und vermischten sich mit dem leisen Sommerkiede, das meine Wiese im Festungsgraben sang. Meine Andacht war fröhlich, nicht wehmütig, wie oben am Sims des Gartenfensters, wenn die Signale mir das Herz bewegten. Daß sie echt war, weiß ich daraus, daß ich nach manchem Jahr, als ich im Gymnasium Schäfers Sonntagslied von Ahland kennen lernte, ein Morgen vor die

Seele trat, den ich auf der Wiese zwischen den Wällen und dem Spital verlebt hatte: der grüne Raum zwischen der Sonne und dem breiten, schweren Schatten des Spitals geteilt, hier im Schatten tauige Gräser und Veilchen, dort in der Sonne Bienensummen und Schmetterlingsflügelspannen. Vom Dache des Spitals, durch das Echo vervielfältigt, das liebe Geschrei der Sperlinge und aus der leuchtenden blauen Luft das Gebet der Glocken. Dieser Morgen war das Spiegelbild jenes Lieds in meiner Seele.

Aus diesem schlichten, engen und doch dem Sperlingsfluge meiner Seele genügenden Paradiese, wo ich die Bienen, die Schmetterlinge, die Blumen, die Sperlinge und die Glocken für mich beten ließ, weil sie ihre Gebete besser auswendig konnten als ich, und weil ihr Beten auch mein Herz emporrug, führte man mich, damit ich lesen, schreiben, rechnen und beten lernte, in die Schule. Lesen und Schreiben lernte ich bald, Rechnen und Beten nie.

Im ganzen war es in der Schule so übel nicht. Aus einem Garten schien es grün herein. Links saßen die Mädchen, rechts die Knaben, vor uns arbeitete der Lehrer an einem großen Plan und zeichnete mit bunten Tinten Grundstücke und Wasseradern ein. Ich bewunderte und beneidete ihn wegen dieser Tätigkeit. Neben seinem Tische stand ein Harmonium. Darauf begleitete er unsern Gesang. Was wir sangen, weiß ich nicht mehr, keines der Lieder hat sich mir eingeprägt. Auch was und wie wir lernten, hat keinen Eindruck in meiner Phantasie hinterlassen. Ich kann mich nicht erinnern, gelesen oder gerechnet oder auf Fragen geantwortet zu haben. Auch die Tafel kann ich mir nicht mehr vorstellen, ein Fascis von Haselnußgerten stand in der Ecke, aber soviel ich mich erinnere, hat der Lehrer nie als Diktator seines Amtes gewaltet. Als hätte Waltherr sie belehrt: nieman kan mit gerten kindes zuht beherten, störten meine Eltern und die Lehrer meiner ersten Schuljahre nie durch rachsüchtige Strafen den Frieden meiner Kindheit. Darum liegt ein Schein von freudigem, sonnigem Grün für mein rückschauendes Auge immer noch auf jenen Jahren und leuchtet immer noch in alle Winkel meines Schulzimmers.

Von meiner eignen Tätigkeit in jenem ersten Schuljahre weiß ich nur noch, daß ich eines Tages, als mir Kameraden vor der Schule sagten, heute würden Neujahrsbriefe für die Eltern geschrieben, in den letzten Minuten vor dem Beginn des Unterrichts heimlich, mir Geld für einen Neujahrsbriefbogen erbat, atemlos noch zum Unterricht zurechtam und dann feierlich, mit klopfendem Herzen auf das festonirte Papier lange, zittrige Kinderrunen rißte, wobei die Zunge nicht minder angestrengt war wie die Hand und die Augen. Dann, daß ich eines Abends im Banne einer schweren Krankheit mit lastenden, sinkenden Lidern über der Schiefertafel brütete. Ein paar Herzenswünsche, die ich in jener Zeit hegte, habe ich noch nicht vergessen: veilschenblaue Tinte, wie sie der Lehrer beim Zeichnen des Plans verwandte, und ein Buttergriffel, eine weich schreibende graue Masse, die wie die Graphitstange des Bleistifts in buntgestrichnes Holz gefaßt war. Ich glaube nicht, daß mir diese Wünsche erfüllt worden sind, ihre Erfüllung hätte sicher eine Spur in meinem Gedächtnis hinterlassen.

Als ich von meiner Krankheit genas, die sich mit erdrückender Wucht auf den kleinen Abschützen geworfen hatte, ersetzte mir ein Anschauungsunterricht das, was ich durch diese Krankheit und andre versäumt hatte. In jenen Tagen des Genesens lag ein schweres Buch über meinen Knien, ein paar Kissen milderten den Druck, und Stützkissen hielten mich aufrecht, ohne daß ich ermüdete. Das Buch war die illustrierte Geschichte des Kriegs von 1870/71, die Hallberger in Stuttgart, wenn ich nicht irre, unter dem Titel „Vom Kriegsschauplatz“ im Format

seiner Wochenschrift über Land und Meer herausgegeben hat. Unermüßlich blätterte ich darin, meine Mutter erklärte mir die Bilder. Ihre Deutungen deutete meine junge Phantasie weiter, und sie versann sich manchmal. So hatte mir meine Mutter alle Truppen, die auf den Bildern Pickelhauben trugen, als Preußen bezeichnet. Als mein uner müßlich fragender Finger einmal auf einen preußischen Artilleristen wies, an dessen Helm mir die Aufsatzkugel auffiel, sagte sie scherzend: Das ist ein Preussien. Da mein französischer Wortschatz in jener Zeit sehr dürftig war und sich auf die Worte: *Toujours travailler* beschränkte, die ich als Erinnerung an die Schanzarbeiten der französischen Kriegsgefangnen oft von Erwachsenen gehört hatte, und da mir die Aufsatzkugel und die Aufsatzspitze ihre Träger noch schärfer schieden wie die Namen Preuße und Preussien, sah ich seitdem in den Artilleristen die Vertreter eines besondern Stammes und unterschied sorgfältig zwischen Preußen und Preussiens. So vermehrte sich meine Phantasie noch die Rätsel der Welt des Kriegs, die sich im Wilde vor mir aufstaut.

Von allem, was mir meine Mutter aus dem ersten Bilderbuche vorlas, machte ein Gedicht von Johann Gabriel Seidl auf mich den tiefsten Eindruck. Es hieß „Der tote Soldat“. Ich konnte es nicht oft genug hören, obwohl es mich rührte, und obwohl ich mich damals schämte, meine Rührung zu zeigen. Das Gedicht war mit einem Rahmen von Illustrationen eingefasst. Ein Husar und sein Schimmel liegen tot, im Hintergrunde reiten Generale mit Federhüten vorüber:

Auf ferner, fremder Aue
Da liegt ein toter Soldat,
Ein ungezählter, vergehner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß der da lieget,
Auch wert eines Kreuzleins sei.

Der Säbel des Reiters hing noch am Handgelenk, der eine Fuß noch im Steigbügel, das Roß war schwer zusammengebrochen — der Tod hatte die starke Kette von Gliedern und Waffen nicht zerrissen, sondern nur ihre Spannung gelöst. Der Zeichner hatte die plötzlich gelähmte, in sich zusammengesunkne Wucht des Angriffs gut dargestellt. Das erkenne ich jetzt. Mein Gedächtnis hat mir das Bild treu aufbewahrt. Daß der Soldat tapfer kämpfend gefallen war, sahen schon meine jungen Augen. Unter den Kreuzen und unter den Kreuzlein, wovon das Gedicht spricht, konnte sich mein kindlicher Verstand nur Grabkreuze vorstellen, Ordenskreuze hatten noch keinen Eindruck auf mich gemacht, und nun grübelte ich immer, wo die Generale die Kreuze trugen, und warum sie dem toten Soldaten kein Kreuzlein gaben. Das Gedicht gab mir noch andre Rätsel auf: wie sich der Tote anmelden konnte, wie der Himmel die Tränen der Eltern aufnahm. Ich sah darin natürlich Tatsachen und suchte mir ihren Verlauf zu erklären. Daß die Tränen in Form eines Regens auf den Toten in der Ferne fielen, das leuchtete mir sofort ein, und ebenso daß dem Armen mit dem Tränenregen eine Wohlthat erwiesen wurde.

Oft mußte mir meine Mutter dieses Gedicht vorlesen, und sie wurde nicht müde, es zu lesen, sie erkannte oder ahnte wohl, daß sich ihre Seele und meine in der Teilnahme an dem Leide, wovon das Lied erzählt, begegneten, obwohl ich meine Gefühle, so gut ich es konnte, in mich verschloß und in früherwachtem Anabienstolz auch vor den Augen meiner Mutter nie weinte, außer im Zorne. Den Rätseln des Gedichts sann ich nur nach, ich fragte ihnen nicht nach, weil ich meine tiefe Teilnahme an den geschilderten Schicksalen nicht durch Fragen verraten wollte.

Dieses Gedicht war das Gedicht meiner Kindheit. Es gab mir nicht nur Rätsel auf, es gab mir auch Lehren, goldne Lehren, wie sie mir niemand gab, weil niemand fähig war, sie mir zu geben, oder mich für fähig hielt, sie aufzunehmen. Es war neben den verwehten Klängen der Signale der tiefste, mächtigste

Religionsunterricht, den ich in jener Zeit empfang. Irdisches Leid und himmlische Hilfe ließ es mich ahnen, das Mitleid zog mit ihm in mein Herz ein, und das Wölkchen, das die Tränen der Eltern zu dem fernen Sohne trug, daß er unabweint nicht liege auf ferner, fremder Au, machte in mir die Neigung, fremde Not, fremde Schmerzen, fremdes Leid zu lindern, langsam keimen.

Von dem eigentlichen Religionsunterricht, der mir in der Schule erteilt wurde, ist mir kein Wort und keine Vorstellung im Gedächtnis geblieben. Ich weiß nicht mehr, wer ihn erteilte. Der einzige Priester aus jener Zeit, an die ich mich erinnere, war der Pfarrer meiner Geburtsstadt, ein großer, hagerer Mann. Ich war einmal mit meiner Schwester bei ihm, er schenkte jedem von uns ein Heiligenbildchen, und meine Schüchternheit verging vor seiner Güte. Doch blieb mir nur seine hohe Gestalt im Gedächtnis, die bunten, goldgesäumten Figuren des Bildchens haben seine Züge in meiner Erinnerung verdunkelt. Darum erkannte ich ihn auch nicht, als er mir später im Jahre 1886 als Held des Romans „Der letzte Hieb“ von Hans Hopfen begegnete, eine grüne Korpsmütze auf dem Haupte, den Schläger in der Hand.

In den letzten Monaten meiner Kindheit am Rhein lernte ich, durch wen, weiß ich nicht mehr, ein Sprüchlein kennen, das so freundliche, heimliche Vorstellungen in mir weckte, daß ich es lieb gewann. Es war das Sprüchlein von den Engeln:

Abends, will ich schlafen gehn,
Vierzehn Engel um mich stehn,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zwei zu meiner Rechten,

Zwei zu meiner Linken,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen
Zu Himmelsparadiesen.

Ich suchte es mir einzuprägen, aber es gelang mir nicht, ich hörte es nicht oft genug und fand mich nicht leicht in der Arithmetik und in dem Zeremoniell dieser Engelwache zurecht. Aber es bereicherte meine Phantasie mit der anmutigen, beruhigenden Vorstellung des Engelschutzes. Die weichen Mäwen- und Taubenschwingen, womit die christliche Kunst die Engel ausstattet, macht diese Himmelsboten für Kinder traulicher als alle andern überirdischen Wesen. Der Zauber freundlicher, harmloser, auf lichten, leichten Schwingen zwischen Himmel und Erde verkehrender Tiere verbindet sich mit der schlichten Hoheit schöner, gütiger Mädchen zu einem Bilde, das alle Scheu bannt, alles Zutrauen weckt. Ich stellte mir unter den Engeln immer Mädchen vor; das Flammenschwert in der Hand des Engels, der das Paradies bewachte, gefiel mir gar nicht, daß Michael, Gabriel, Azrael Engelnamen sein sollten, wollte mir später lange nicht in den Sinn. Das Bild, das sich meine kindliche Phantasie von den Engeln zurechtgemacht hatte, fand ich lange Zeit danach in Goethes Wilhelm Meister wieder: „In ein langes, leichtes, weißes Gewand anständig gekleidet, einen goldenen Gürtel um die Brust, ein gleiches Diadem in den Haaren, ein paar großer goldener Schwingen an den Schultern, mit einer Lilie in der einen Hand und mit einem Körbchen in der andern“ — Mignon im Kreise der Kinder. Das Körbchen durfte nicht fehlen, ein Engel mußte geben können, und die Falten des langen weißen Gewandes mußten meiner Kinderhand Halt versprechen. Das Gold zu dem Bilde entlehnte sich meine Phantasie bei dem Raufgoldchristkind, das in starrer, apfelbackiger Majestät oben auf der Spitze der Christbäume meiner Kindheit thronte. Ich war so reich, ich konnte Engelstirnen mit goldenen Ketten schmücken, meine religiösen Vorstellungen waren von allem Grauen so rein, rein wie der Himmel über meiner Kindheit, in dessen sonnigem Blau es von Vogel- und Engelschwingen weiß und golden blühte.

Noch tiefer wurde die Vorstellung des Schutzengels in meine Seele geprägt, als der Lehrer oder der Kaplan, von dem sich übrigens jede Spur aus meinem Gedächtnis verloren hat, uns Kinder mit der Zeitschrift bekannt machte, die Ludwig Auer in Donaauörth unter dem Titel Der Schutzengel herausgab und uns zum Abonnement einlud. Ich kann über dieses Blättchen nicht urteilen, ich weiß nichts mehr von seinem damaligen Inhalt, und später ist es mir nicht mehr zu Gesicht gekommen, aber es war mir lieb. In der Mitte des Titelbildes stand ein Engel, wie ich ihn träumte, Kinder an den Händen, Kinder an den Falten seines Gewandes und Güte in der Gebärde und im Blick. Meine Seele nahm auch dieses dürftige Bildchen gern auf. Sie war damals glücklich. In ihr mischten sich helle heitere Farben, das Grün der Wiesen, der Wälder und des Heimatstroms, das Weiß der Wolken, der Vogelschwingen und der Engलगewänder, das Blau des Himmels, der Wiesenbäche und der Elternaugen mit dem reichen Golde der Sonne und mit schwermütigen, süßen Klängen.

Außer dem Naturlaut der Militärsignale klang damals noch ein süßes Lied durch meine Seele: Lang, lang ist's her. Meine Schwester und mein älterer Bruder lernten Klavierspielen. Von ihnen hörte ich die schwermütige Weise. Den Text und die Herkunft des Liedes habe ich erst nach vielen Jahren kennen gelernt. Es rührte und weichte mein Herz und trug es empor. Leid ahnte ich und Glück, wenn ich im Banne dieser Klänge war.

Das liebe Lied und das trauliche Bild des Schutzengels, das sich meine Seele exträumt hatte, begleiteten mich, als meine Eltern in die Kirchenstadt am Main zogen, über den Rhein. Dann verließen sie mich.



Eines Torens Waldfahrt

Von Ingeborg Andresen



In Unterlaß braust der Westwind über das weite ebene Land, das die Ufer der Nordsee säumt. Er singt den Herren auf den stolzen Werften wie den „kleinen Leuten“ in den niedrigen Katen sein Lied — das Wiegenlied wie den Grabgesang. Es ist das jauchzende Triumphlied ihres uralten Feindes, der See, das sie immer von neuem zu Kampf und Mühen ruft. So lernten sie klar und nüchtern ins Leben schauen und sich zu sorgen um die kommenden Tage; so lernten sie satt und zufrieden sein, wenn ihre Sorge nicht lohnte. Und doch: eine stille Sehnsucht ruht in ihrer aller Seele. Sie gilt dem Blandämmernden, Unbekannten, Geheimnisvollen, das fern, fern am östlichen Rande der weiten klaren Ebene in den Himmelraum hineinwächst. Bald in tiefen ruhigen Farben und scharfen gigantischen Formen, bald in matten verwischten Tönen und losen wolkengleichen Gruppen grüßt es herüber. Und wer seufzt unter dem satten Reichtum und der fruchtbaren Fülle des Flachlandes, wer ängstlich und bekümmert seine Stürme und seine Nebel erträgt, hebt seine Augen zu den Höhen und Hügeln im Osten, und seine Träume gehen wandern durch das Dunkel ihrer Wälder.

Wer aber allezeit behaglich an vollen Tischen sitzt und Tag um Tag in sicherer Gelassenheit kommen sieht, weiß bald nichts mehr von dem heimlichen Suchen seiner jungen Seele; er vergaß ihrer längst auf ebenen mühelosen Wegen.